Gömer ga guugle!

Autor(en): **Hohler, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz**

Band (Jahr): **17 (2009)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-961831

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Unsere Dialekte werden auch der englischen Sprachflut von heute gewachsen sein

Gömer ga guugle!

Von Franz Hohler

Franz Hohlers Heimweg ins Quartier führt mitten durch unsere mehrsprachige Welt und ihre Wörter. Wir danken ihm und der NZZ am Sonntag für die freundliche Erlaubnis zum Nachdruck dieses engagierten Beitrags. Er ist zugleich ein Beispiel für die Aufmerksamkeit und Gründlichkeit, mit der in den Medien heute über Sprachfragen reflektiert wird.

Wenn ich mit der S-Bahn vom Hauptbahnhof Zürich nach Oerlikon fahre und zum Wipkinger Tunnel herauskomme, lese ich auf der linken Seite die Aufschriften «Swiss Prime Site» und «Branding House» und auf der rechten «Swissôtel». Wende ich mich nach dem Aussteigen nach links, komme ich am «Cityport» und an «PricewaterhouseCoopers» vorbei zum «Hongkong Food Paradise» oder zu meinem Quartierlädeli, dem «Shopping Center Eleven», und dann weiss ich: Jetzt bin ich zu Hause.

Abkürzungsträger

Wir wohnen in Häusern, an Strassen, in Städten, in Ländern, aber wir wohnen auch in der Sprache. In welcher? Die Jungen, so wird beklagt, wollen nur noch in einer englisch ausgestatteten Sprache wohnen, möbliert mit Chillen, Fooden, DJ, Hey Man, Chicks und Shit.

Zwar bauen wir ihnen eine Welt, die so sehr anglifiziert ist, dass künftige Archäologen aus den Sprachresten wohl schliessen müssten, die Schweiz sei eine amerikanische Kolonie gewesen, aber wir wundern uns, dass sie in dieser Welt nicht löije und schnöisle, sondern chillen und fooden. Die Jungen mit Berufschancen müssen wählen, ob sie ins Asset Management oder ins Facility Management einsteigen wollen, ob sie sich zum Junior Investment Officer oder zum Group Controller ausbilden sollen. Die Köpfe der Betriebe tragen so oder so keine erkennbaren Namen mehr wie Direktor oder Personalchef, die eigentlichen Verantwortungsträger erkennt man daran, dass sie auch Abkürzungsträger sind wie CEO oder HR. Prüfen Sie sich doch schnell, ob Sie wirklich wissen, wofür die Buchstaben dieser Abkürzungen stehen. Oder die wohl verbreitetste Tonquelle von heute, das MP3, über dessen Kopfhörer wir uns Rock- oder Symphonie-Infusionen verpassen können, was heisst das schon wieder?

Ob uns die globalisierte Sprache auch globaltauglicher macht? Die 40 Milliarden der UBS gingen vor allem auf dem amerikanischen Markt verloren, also in der sprachlichen Heimat von Asset, Facility und Investment. Haben unseren Managern ihre englischen Berufsbezeichnungen auf irgendeine Weise genützt? Beim Controllen ihrer Group? No comment.

Unser Alltag ist voll von Wendungen aus anderen Sprachen. Wo die Mundart sie aufnimmt, gewinnt sie Bildkraft und Zwischentöne dazu

Sprache integriert

Die Befürchtung, das Schweizerdeutsche sei zum Untergang verurteilt, die heute oft zu hören ist, taucht nicht zum ersten Mal auf. 1862 forderte der Germanist Friedrich Staub dazu auf, die Dialekte festzuhalten, solange es sie noch gebe. «Auf keinem Boden», schrieb er, «schleicht das Verderbniß so heimlich und darum so sicher wie auf dem unserer Mundarten», und als einen der Hauptgründe für die «gleichmachenden und verschleifenden Züge der Zeit» sah er den «Eisenbahntaumel», die aufkommende Mobilität also. Aus diesem Aufruf ging das Schweizerische Idiotikon hervor, das Standardwörterbuch der schweizerdeutschen Dialekte, das heute noch fortgeführt wird.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es Sprachforscher, die befürchteten, in Städten wie Zürich und Basel werde bald nur noch Hochdeutsch gesprochen. Das traf zu einem Teil sogar zu, wenigstens für die gebildeten Schichten. Doch seit je ist zu beobachten, wie unsere Sprache eine Leistung vollbringt, zu der die Politik so oft nicht fähig ist: Sie integriert, sie bürgert ein.

Es gibt kaum ein heimeligeres berndeutsches Wort als «tschou». Das ist aber irgendeinmal aus Italien eingewandert, als «ciao», während sich aus Frankreich der Coiffeur bei uns niederliess und die englischen Bergsteiger im 19. Jahrhundert für ihre Picknicks das Sandwich mitbrachten. Mani Matter hat es mit seiner Frage «Was isch es Sändwitsch ooni Fleisch?» endgültig eingebürgert.

Unsere Dialekte werden auch der englischen Sprachflut von heute gewachsen sein. Schreiben Sie statt «chillen» «tschille», und Sie haben ein lustiges einheimisches Wort, dem Sie seine Herkunft nicht mehr anmerken. Wer immer das Internet benutzt, hat schon «Google» benutzt. «Guugle» gehört vom Klang her geradezu zum Urwortschatz, zwischen chrugle, guuge und juble; «mailen» und «stylen» werden mühelos zu gmeilet und gstäilet. «Shoppen» fällt klanglich sogar zusammen mit schoppen, das klein oder gross geschrieben mit verschiedenen Bedeutungen schon existiert und leicht noch eine Drittbesetzung erträgt.

Wer hätte 1948 bei ihrer Einführung gedacht, dass die Ahafau einmal diesen wortähnlichen Unterton bekommen würde, und kaum erscheint ein Phänomen wie die SMS auf der Bühne des technischen Alltags (wissen Sie, wofür die Buchstaben stehen?) höre ich, dass öpper gessemmesslet het, oder noch schöner, gsimslet, was schon fast ans Fensterlen erinnert, oder mindestens an ein leises Vogelgezwitscher, und was zweifellos ein echtes Mundartwort ist. Die Sprache stirbt nicht am Fremden, sondern sie stirbt, wenn sie das Fremde fernhält, statt es aufzunehmen. Eine Sprache lebt nur, wenn sie sich verändert und entwickelt, sie ist zur Flexibilität geradezu verurteilt.

NZZaS Andrea Caprez

«Go, Hene, go!» von Endo Anaconda ist nicht ein versautes Stück Sprache, sondern ein starkes Stück Mundart von heute. Wenn Kuno Lauener von Züri West «I finge d Schpinnele okay» singt, ist das nicht mehr dasselbe wie «Nei, lueget doch das Spinnli a, wie's zarti Fäde zwirne cha!», wie Johann Peter Hebel vor zweihundert Jahren dichtete, aber seltsamerweise rühren mich beide Bilder der Spinne, das vergangene wie das heutige, und niemand weiss, wie uralt einem in hundert Jahren das heutige Spinnelebild vorkommen wird.

Hebel hat seinen «Alemannischen Gedichten» den Untertitel hinzugefügt: «Für Freunde ländlicher Natur und Sitten», der Mundartdichter Josef Reinhart hat seine erste Gedichtsammlung von 1898 «Liedli ab em Land» genannt, es stehen Verse darin wie «Mir Lütli ufem Bärg deheim, hei nüt als Milch und Zieger.» «Bluetbadbullschittläärloufmagerquark» singt Büne Huber mit Patent Ochsner. Die heutige Mundart ist urban, und ihre Dichter sind es grösstenteils auch. Der Reichtum der neueren Dialektliteratur ist frappant, er ist ungleich grösser als noch vor fünfzig Jahren und erscheint in Lyrik, Erzählung, Drama, Musical, Chanson, Kabarett, Satire, Performance, Song, Rock, Rap und Slam, oder Räpp und Släm.

Neben dieser Aufwärtsbewegung gibt es aber auch eine Abwärtsbewegung in eine Rudimentärsprache der Interjektionen, Infinitive und grammatikalischen Schadenposten, mit der sich etwa die Immigranten herumschlagen, und ihr Kampf um die Sprache ist das Abbild ihres Kampfes um die Existenz. So ernst dieser ist, so komisch wirkt seine sprachliche Seite auf uns.

Ein Taxifahrer, der mich fragen wollte, ob ich die Hausnummer des Gebäudes nicht kenne, zu dem er mich fahren sollte, tat dies mit dem Satz: «Isch der Nummer waiss i nit?» Ich habe ihn verstanden. «Nei, waiss i nit der Nummer», habe ich geantwortet. Wir alle kennen die legasthenischen Aushangtafeln von Restaurants. Lichtjahre von der neuen wie der alten Rechtschreibung entfernt, versuchen sie uns zu Köstlichkeiten wie «Pizza Margerith» oder «Pouletgeschnetz» mit «kleine gemiste salad» zu verführen. Ärger über Zerfall und Verluderung oder Rührung über die offensichtliche Anstrengung, in unseren Normen anzukommen?

Der Dialekt jedoch wird länger leben als alle, welche ihn aus der Pädagogik verbannen wollen

Solche Sprachformen können ohne weiteres zur Mode werden, wie der guttu-rale Balkanslang, «isch im Fall voll krass, Mann», der gern auch von Jugendlichen gesprochen wird, die sich ebenso in der «Normalsprache» ausdrücken könnten. Vielleicht ist unsere Dialektkultur ein Angsttrieb gegen das Absterben unseres Stammes, eine Trotzreaktion auf die Multikulturalisierung unserer Dorfplätze, ein Hilferuf auf der Suche nach Herkunft und Zukunft.

Sicher ist sie ein Lebenszeichen. Wieso werten wir die Mundart so gering, dass sie nun schon im Kindergarten abgeschafft werden soll? Welche Instanz möchten wir da mit einem autonomen Nachvollzug besänftigen? Und unsere Lieder? Hat s Vreneli ab em Guggisbärg gegen Molly Malone verloren? Sie hätten beide in unsern Schulzimmern Platz, genau so wie das Hochdeutsche und das Schweizerdeutsche. «So viele Sprachen man spricht, so viele Herzen hat man», hat Herder gesagt, der Sprachphilosoph und Volksliedersammler. Der bejammerten Verrohung der Jugendsprache wird jedenfalls durch ein Downgrading des Dialekts nichts entgegengesetzt. Der Dialekt jedoch wird länger leben als alle, welche ihn aus der Pädagogik verbannen wollen.

Schon längst ist zum Eisenbahntaumel der Autobahntaumel gekommen, und wir fahren in einer Stunde von Bern nach Zürich und umgekehrt, aber Friedrich Staub würde sich wundern, wenn ich ihm erzählen könnte, dass ich heute, 146 Jahre nach seinem Aufruf, immer noch jedem Secondo anhöre, ob er in Zürich, Bern, Basel, Chur oder St. Gallen aufgewachsen ist.

Unsere Sprachklänge haben einen Überlebenswillen, der sich wohl aus einer Naturkraft nähren muss, einer Kraft, die ähnlich wie der Frühling immer wieder kommt, und diese Kraft will ein Programm verwirklichen, das für jede Form des Lebens unabdingbar ist: Vielfalt.

Vielleicht ist es Zeit für einen Aufruf zur Gründung eines neuen schweizerdeutschen Wörterbuchs. Dieses Wörterbuch verstaubt dann nicht einfach in unseren Bibliotheken und linguistischen Seminarien, sondern dieses Wörterbuch, in dem «Tschicks» und «tschille» neben «Tschumpeli» und «Tschütteler», «snöbe» und «sörfe» neben «sädere» und «Sibesiech» und «Gitzi» und «Geissepeter» zwischen «gämble» und «guugle» steht, das sind Sie und ich und unsere Kinder und Enkelkinder. Go, Hene, go!

Tschou zäme.